

Bericht der Kirchenpräsidentin
Synode der Ev. Kirche der Pfalz
21. Mai 2025



Und Jesus sprach zu ihnen: Kommt, folgt mir nach!
Ich will euch zu Menschenfischern machen.
Da verließen sie sogleich ihre Netze
und folgten ihm nach.
(Markus 1, 17)

Sehr geehrter Herr Synodalpräsident,
hohe Synode,
liebe Brüder und Schwestern,

da sitzen sie am Ufer des Sees bei ihren Booten. Ein Tag wie jeder andere. Sie flicken ihre Netze, sie beobachten den Himmel, sie planen ihren Arbeitsalltag, denken an Haus und Familie, Abendessen und Feierabend. Alles wie immer. Und dann kommt einer, spricht von Nachfolge und Fischzügen anderer Art. Und sie verlassen ihre Netze und folgen ihm nach, lassen alles hinter sich und lassen sich ein auf ein Wort, werden zu Jüngern und zu Urbildern unseres Glaubens.

Wir kennen diese Geschichte. Erzählen sie im Kindergottesdienst. Nicken zustimmend zu ihr im Gottesdienst. Singen sie im Lied und basteln Fische. Und verlieren das Gefühl für die radikale Zumutung, die in diesen wenigen Worten liegt. Die stehen auf und lassen hinter sich. Offensichtlich ohne zu zögern. Riskieren Abschied, Unverständnis, Ungewissheit. Für einen ziemlich windigen Typ. Für eine ziemlich vage Aussicht. Der See ist voller Fische, die man angeln, anfassen, essen kann. Das Leben, das sie haben, ist handfest und berechenbar. Und das geben sie preis für eine Welt voller Fische, mit denen sie sich nicht auskennen, und für ein Leben, das unsicher und unberechenbar ist. Auf ein Wort hin.

Bei aller Liebe. Und bei allem Glauben. Selbstverständlich ist das nicht. Und auch nicht besonders menschlich. Wir mögen, was wir kennen. Wir halten gerne fest an dem, was wir

haben. Wir stehen auf den Spatz in der Hand und kaufen keinesfalls die Katze im Sack. Aber die tun es. Und offensichtlich ist es wichtig, dass sie es tun. Für Gott, für Jesus. Und schlussendlich auch für sie selbst.

Weil es um sie geht. Sie sind die Ersten. Sie sind die Ersten, die Gott ins Netz gehen. Sie sind nicht besonders klug oder besonders empathisch. Sie sind überhaupt nicht besonders. Aber ich finde sie ziemlich mutig. Weil es Mut kostet, nicht auf Sicherheiten zu setzen, sondern auf Sehnsucht. Weil es Mut kostet, den Aufbruch auszuhalten, den kaum einer versteht. Weil das alles entsetzlich schiefgehen kann. Aber auch das einzig Richtige sein kann. Wer weiß?

Jene wussten es nicht. Aber sie verließen sogleich ihre Netze und folgten ihm nach. Und wurden zu Menschenfischern. Zu Menschen, die auch uns fischten. Schließlich. Und wir fischen weiter. In ihrer Nachfolge. In der Nachfolge dessen, der uns zu Menschenfischern und Menschenfischerinnen macht. Und uns immer noch abverlangt, dass uns die Taube auf dem Dach etwas bedeutet und wir der Katze im Sack etwas zutrauen. Der Realität von Liebe, Frieden, Gerechtigkeit. Die uns verheißen ist. Auch wenn wir wenig davon sehen und erleben. Jene taten es auch nicht. Und verlassen trotzdem ihre Netze, ihre sicheren Fanggründe, ihre geregelten Abläufe.

Offensichtlich geht es manchmal um Risiko, wenn man mit Gott auf der sicheren Seite sein will. Und offensichtlich erspart uns Gott nicht, unsere Sicherheiten zu hinterfragen, uns auf seine Sicherheiten einzulassen und alles in allem zu akzeptieren, dass wir auch weiterhin nur auf ein Wort hin, nur auf eine Hoffnung hin folgen und fischen. Immer auf der Suche nach dem einzigen Fanggrund, der zählt. Einem Menschen, der sucht. Einer Hoffnung, die trägt. Einem Leben, das diesen Namen verdient.

Mit diesem biblischen Gedanken möchte ich Sie hineinnehmen in Perspektiven unserer Zeit. Zu Menschen, die suchen. Zu Hoffnung, die brüchig ist. Zu Leben voller Unruhe. Immer mit der Frage, was das, was ist, für uns heißen kann. Als Christinnen und Christen, als Kirche, als Gemeinschaft in der Nachfolge dessen, der uns zu Menschenfischern, Hoffnungsdürstenden, Lebenshungrigen macht. Dabei folge ich drei Horizonten: dem weltweiten, dem gesellschaftlichen und dem kirchlichen.

1. Auf ein Wort hin: Verantwortung in einer Welt aus den Fugen

vor knapp zwei Wochen sitze ich in Wissembourg in der wunderschönen Kirche St. Jean im Rahmen eines grenzübergreifenden Gottesdienst zur Erinnerung an das Ende des Zweiten Weltkriegs. Wir beten und singen auf französisch und auf deutsch, lauschen der Musik des deutsch-französischen Chores. Und können uns alle gar nicht vorstellen, dass es jemals anders war. Aber das war es. Und daran erinnert uns der **8. Mai**. Er erinnert uns an menschenverachtendes Unrecht, das von unserem Land ausging, an den Hass, der die Völker Europas entzweite und den langen Weg der Versöhnung, den wir alle zu gehen hatten. Und weiterhin zu gehen haben. Vielleicht sogar mehr denn je. Vielleicht sogar dringlicher denn je.

Seit über drei Jahren herrscht in der **Ukraine** Krieg. Was als brutaler Überfall auf einen souveränen Staat begann, hat sich längst zu einer systematischen Zerstörung von Lebensgrundlagen, Infrastruktur und Identität ausgeweitet. Der russische Angriff ist ein Angriff auf das Völkerrecht, auf die Idee friedlicher Koexistenz. Viele zu viele sind tot oder verletzt, über zwölf Millionen Menschen sind auf der Flucht – darunter unzählige Frauen, Kinder, Alte. Einige von ihnen haben auch bei uns in der Pfalz Schutz gesucht. Wer ihnen zuhört, begegnet Geschichten von Verlust, Angst, Ohnmacht, Heimweh. Und verlässliche Silberstreifen sind am Horizont nach wie vor schwer auszumachen.

Auch im **Nahen Osten** hat sich das Geschehen dramatisch zugespitzt. Der grausame Terrorangriff der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023 hat tiefe Wunden gerissen. Über 1200 Tote, hunderte Geiseln – ein furchtbarer Einschnitt. Israels militärische Reaktion hat den Gazastreifen in ein Trümmerfeld verwandelt. Mehr als 50.000 Tote, zahllose Verletzte, eine humanitäre Notlage, die Tag für Tag neue Dramen schreibt. Es ist ein Krieg, der in Straßenzügen tobt, aber ebenso den Hass in Herzen und Köpfe sät und jede Hoffnung brüchig macht, dass Versöhnung eine echte Option sein kann.

Und am vergangenen Samstag stehe ich vor den Toren des Fliegerhorstes in **Büchel**, wo im Zuge nuklearer Teilhabe nach wie vor Kernwaffen lagern und wir im Rahmen des 8. kirchlichen Aktionstages Gottesdienst feiern. Bei meinem letzten Besuch an diesem Ort vor vier Jahren war die Vorstellung vom realen Einsatz solcher Waffen weit entfernt. Nun diskutieren wir über europäische nukleare Abschreckung und stocken Jahr für Jahr unseren Verteidigungshaushalt auf.

Mehr Beispiele braucht es nicht, die Nachrichten geben uns Tag für Tag Auskunft über eine Weltlage, die so instabil ist wie lange nicht mehr, mit Krisenherden, die sich kaum noch überblicken lassen. Und aus gutem Grund gehört die Bitte um Frieden und die Fürbitte für die Opfer in die Sonntagsgottesdienste auch in unseren Kirchen.

Vielen gilt das wenig. Als sei das Gebet nur eine Art billiger Trost. Aber das ist es nicht. Aus vielen Gesprächen mit Brüdern und Schwestern gerade aus krisen- und kriegsgeschüttelten Regionen weiß ich, wie wichtig ihnen unser Gebet ist. Dass es für sie Ausdruck einer Solidarität ist, die ihnen Kraft und Mut gibt, ihre jeweiligen Situationen auszuhalten. Und dass es in ihnen genau die Vision eines gerechten Friedens nährt, der uns als Christinnen und Christen eint und eben nicht die Hoffnung verlieren lässt. Und es ist das, was wir auf jeden Fall tun können und sollen. Weil wir Kirche sind.

Und weil unser Gebet Ausdruck gelebter Solidarität ist, bleibt es nicht folgenlos. Es führt uns in die Verantwortung. Denn Beten heißt nicht: die Hände in den Schoß legen, sondern sie zu öffnen. Für die Not der anderen. Für das, was getan werden muss und was wir tun können. Als Kirche können wir nicht alles. Wir entscheiden nicht über Verteidigungshaushalte, vereinbaren keine Waffenruhen und schließen keine Friedensverträge. Aber wir können unermüdlich und unverdrossen für den Frieden werben und uns denen zuwenden, die Opfer von Gewalt sind.

Wir können Räume schaffen, in denen Verständigung und Frieden eingeübt wird und selbst ein Beispiel dafür geben: im Dialog, in der Bildung, im Miteinander der Religionen. Wir können Schutz bieten für die, die geflohen sind, die traumatisiert sind, die nicht mehr wissen, wo ihr Platz in dieser Welt ist. Und wir können eine Stimme sein. Klar und beharrlich gegen das Geschäft der Angst, gegen das Reden in Feindbildern, gegen jede Relativierung von Menschenwürde. Und für eine Welt, in der Barmherzigkeit etwas gilt.

Was diese Stimme kann, hat uns allen die Predigt der anglikanischen **Bischöfin Mariann Edgar Budde** beim Inaugurationsgottesdienst in Washington vor Augen geführt. Sie stellte sich nicht an die Seite der Macht, sondern auf die Seite derer, die durch Macht verletzt werden. Ihre Worte kamen nicht im Ton der Empörung, sondern in der Sprache des Evangeliums – leise, aber unmissverständlich. Sie sprach von Barmherzigkeit, von Würde, von Verantwortung, von „Unity“. Und sie hielt fest an der Hoffnung, dass das öffentliche

Wort des Glaubens ein Gegengewicht sein kann – gegen Zynismus, gegen Abschottung, gegen nationale Egoismen, die über Leichen gehen.

Aus der Predigt von Bischöfin Mariann Edgar Budde:

„Ich gebe zu, dass Einheit in diesem umfassenden Sinne ein hochgestecktes Ziel ist und dass es etwas Großes ist, um das wir beten – eine große Bitte an unseren Gott, die es wert ist, das Beste von dem, was wir sind und sein können, einzusetzen. Aber unsere Gebete bringen nicht viel, wenn wir auf eine Weise handeln, die die Spaltungen zwischen uns weiter vertieft und ausnutzt. Unsere heiligen Schriften sagen ganz klar, dass Gott niemals von Gebeten beeindruckt ist, wenn Handlungen nicht von ihnen geleitet werden. Gott verschont uns auch nicht vor den Folgen unserer Taten, die letztlich mehr zählen als die Worte, die wir beten.“

Was diese Predigt ausstrahlte, war nicht moralische Überlegenheit, sondern geistige Klarheit und geistliche Haltung. Kein Auftrumpfen, keine kalkulierte Empörung, sondern eine ruhige Erinnerung daran, dass es kein Christsein ohne Respekt vor der Menschenwürde gibt. Eines jeden Menschen. Gerade dort, wo politische Rhetorik beginnt, diese Würde zu unterlaufen. Gerade dort, wo Religion sich zur Absicherung von Machtinteressen instrumentalisieren lässt. Solche Klarheit braucht es in einer Welt, in der zunehmend politische Führung auf Abgrenzung, Stärke und nationale Eigeninteressen setzt. Und darin sind wir als eine Kirche gefragt, die wach und aufmerksam bleibt. Die nicht auf alles eine Antwort hat, auch selbst um ihre Position ringen muss, aber dennoch weiß, wofür sie im Grunde steht: für Gerechtigkeit, für Mitgefühl, für eine Hoffnung, die einfach nicht kleinzukriegen ist. Weil sie weiß, dass Gottes Geist gerade in den Schwachen mächtig ist.

Spürbar war das für mich auch in der **9. Vollversammlung der „Gemeinschaft evangelischer Kirchen in Europa“ (GEKE)** im vergangenen Sommer im rumänischen Sibiu, von der sie bereits bei der letzten Synode einen Bericht gehört haben. Über 200 Delegierte aus 70 Mitgliedskirche, die sich im Geist der Leuenberger Konkordie verbunden fühlen und dennoch ihre Verschiedenheiten aushalten müssen. Besonders deutlich wurde das in Hinblick auf das Studiendokument zu „Gender, Sexualität, Ehe und Familie“. Für viele Kirchen geht es um eine längst überfällige Anerkennung und Gerechtigkeit gegenüber queeren Menschen, für einige aber nach wie vor um eine zu große Herausforderung für ihre theologische Tradition und kulturelle Identität. Es zeichnet die Vollversammlung aus, dass sie mit überwältigender Mehrheit dem Studiendokument mit seinen Thesen zugestimmt und damit eine klare

protestantische Haltung gezeigt hat, aber gleichzeitig den Diskursraum zu denen offengehalten hat, die den Weg so noch nicht mitgehen können.

Darin zeigt sich für mich keine Schwäche des Protestantismus, sondern das Gegenteil: Gerade wenn es uns als Kirchengemeinschaft gelingt, in all der Verschiedenheit unserer Traditionen, Situationen, Identitäten und Positionen miteinander im Gespräch zu bleiben und uns nicht gegenseitig zu verwerfen, setzen wir ein Zeichen für die Diskursfähigkeit, die wir im gesellschaftlichen Bereich dringend brauchen. Weil es eben nicht darum geht, Unterschiede unter den Teppich zu kehren, sondern sie zu benennen, auszuhalten, das Gespräch nicht aufzukündigen und immer wieder nach dem zu suchen, was verbindet. Dass das gehen kann, habe ich in Sibiu erlebt und erfahren. In den Begegnungen zwischen West und Ost, zwischen liberalen und konservativen Stimmen, im Kontakt mit Minderheitenkirchen und in der gemeinsamen Feier des Abendmahls. Vielfalt ist und bleibt Reichtum und Chance, fordert Diskursfähigkeit und bringt Horizonterweiterung. Und die tut uns gut.

Als Kirche. Als Gesellschaft. Aber auch in einer Welt, in der sich die Räume unserer Kommunikation und Wahrnehmung zunehmend in den **digitalen Raum** verlagern. Mit eigenen ethischen Fragestellungen und neuen Herausforderungen für Urteilskraft, Verantwortlichkeit und Umgang mit Macht. Die großen Technologiekonzerne unserer Zeit sind längst keine bloßen Dienstleister mehr, sondern prägen Wahrnehmung, Meinung und Öffentlichkeit mit globaler Reichweite. Was wir zu hören und zu sehen bekommen, wird heute nicht mehr allein durch demokratische Prozesse oder journalistische Sorgfalt bestimmt, sondern zunehmend durch Algorithmen, die entscheiden, welche Inhalte sichtbar werden und welche verschwinden. Sie filtern, verstärken, gewichten nicht neutral, sondern nach ihrer eigenen Logik. Und die folgt nicht den Gesetzen der Wahrhaftigkeit, sondern der Reichweite. Und die lebt von Zuspitzung, Polarisierung, Emotionalisierung.

Dabei geht es beileibe nicht um eine pauschale Verteufelung der digitalen Welt.

Digitalisierung ist nicht per se Bedrohung, sie ist zunächst Werkzeug. Sie eröffnet neue Zugänge zu Wissen, Teilhabe, Begegnung. Sie verbindet über Grenzen hinweg, ermöglicht schnelle Hilfe, kreative Bildungsformate, geistliches Leben auch über Distanzen. Gerade in Krisenzeiten haben wir erlebt, was möglich ist und wie sehr digitale Räume auch Räume von

Nähe, Trost und Gemeinschaft sein können. Und wer das Evangelium heute in die Welt ausrichten will, muss das definitiv auch im digitalen Raum tun. Wenn wir als Kirche bei den Menschen sein wollen, gilt das nicht nur für den analogen, sondern eben auch für den digitalen Raum, in dem wir dringend Nachholbedarf haben.

Aber wie so vieles andere, das machbar ist, fordert auch die digitale Welt unser Urteilsvermögen – und setzt es voraus. Der christliche Glaube traut Menschen genau das zu: mündig zu sein. Sich nicht einfach treiben zu lassen von dem, was sich in den Vordergrund drängt, sondern den eigenen Maßstab nicht aus der Hand zu geben. Mündigkeit ist ein Wert, Ausdruck unserer Freiheit als Ebenbilder Gottes. Deswegen braucht es inmitten digitaler Beschleunigung Regeln und ganz bestimmt ein geschärftes Bewusstsein dafür, was wir tun und was wir lassen. Was dem Leben dient und eben diese Mündigkeit befördert, statt sie in der Flut der Bilder und Informationen zu ersticken. Gerade auch in Hinblick auf unsere Kinder und Jugendlichen.

Denn die Verantwortung, die wir im analogen Raum tragen, endet nicht an der digitalen Türschwelle. Wer sich im Netz bewegt, bleibt Mensch unter Menschen. Auch dort gelten Maß und Anstand, Urteilskraft und Mitgefühl. Auch dort wirkt, was wir sagen oder verschweigen.

Christlicher Glaube traut Menschen zu, verantwortlich zu leben – offline wie online. Nicht jedes Bild zu teilen, nicht jeden Impuls weiterzugeben, nicht jede Meinung zu übernehmen, nur weil sie gut verpackt ist. Nicht alles für Fakten zu halten, nur weil es überzeugend klingt. Sondern innezuhalten, nachzudenken, nachzufragen. Was macht das mit mir? Und mit anderen? Was fördert Beziehung und Austausch – und was beendet ihn, bevor er begonnen hat? Dabei geht es nicht nur um Worte. Bilder wirken schneller, direkter, tiefer. Sie prägen unsere Wahrnehmung, oft bevor wir überhaupt darüber nachdenken. Ein einziges Bild kann Mitgefühl wecken oder Angst schüren. Es kann Räume öffnen oder Fronten verhärten. Gerade deshalb ist unser Hinsehen erforderlich: Welche Bilder verbreiten wir? Welche Geschichten erzählen sie – offen oder unterschwellig? Welche Blickwinkel lassen sie zu – und welche blenden sie aus? Wo kommen sie als Fakten daher, ohne es nachweislich zu sein?

Digitale Räume sind nicht neutral. Aber sie sind gestaltbar und lassen mir noch immer die Freiheit, wo und wie ich sie betrete und nutze. Bei aller Dynamik dieser Entwicklung bleibt es

meine Entscheidung, welchen Stimmen ich Gewicht gebe, welche Inhalte ich weitertrage, wofür ich meine Aufmerksamkeit einsetze. Es liegt in meiner Hand, ob ich verstärke, was verletzt, oder Raum gebe für das, was verbindet. Und es ist Teil meiner Verantwortung als Christ, als Christin, auch dort einen Ton zu finden, der aufrichtet, nicht abwertet. Der sucht, nicht spaltet. Der sich an Wahrhaftigkeit orientiert und nicht an Klickzahlen. Immer im Vertrauen darauf, dass Gottes Geist auch dort wehen kann, wo Daten den Ton angeben. Weil er nun eben keine Grenzen kennt. Und auch rauem Wind nicht scheut.

2. Auf ein Wort hin: Haltung zeigen in gesellschaftlichen Spannungen

Dieser raue Wind begegnet uns nicht nur weltweit, sondern auch in unserem Land. Bei der letzten Bundestagswahl hat die inzwischen vom Verfassungsschutz als gesichert rechtsextremistische eingestufte **AfD** mehr als 20 Prozent der Stimmen erhalten, in manchen Regionen unserer Landeskirche sogar deutlich darüber. Der Trend zum Nationalismus, zu nationalem Egoismus, zu Fremdenfeindlichkeit und Feindbildpflege, zu Abschottung und Ausgrenzung hat also nicht nur in den USA und vielen europäischen Ländern Einzug gehalten, sondern auch bei uns. Der Druck von rechts verändert die politische Lage und polarisiert das gesellschaftliche Klima. Das Wort „Spaltung“ wird immer häufiger benutzt und nicht wenige befürchten eine sukzessive Erosion unseres demokratischen Grundverständnisses.

Gerade auf dem Hintergrund, dass wir im vergangenen Jahr **75 Jahre Grundgesetz** feierten, stellt sich uns in ungeahnter und hässlicher Weise wieder die Frage nach dem Wert unserer verbrieften Werte, nach der Stabilität unserer Demokratie. Und nach dem Umgang mit Kräften, denen all das wenig bedeutet und die bewusst ein Klima schaffen, in dem autoritäre Lösungen wieder salonfähig, Vorurteile bewusst geschürt, Ängste systematisch bedient und Menschen gegeneinander in Stellung gebracht werden. Im Zuge der letzten Monate sind wir als Kirche – auch in gutem ökumenischen Schulterschluss - nicht müde geworden, unser christliches Menschenbild stark zu machen und uns für Menschenwürde einzusetzen. In diesem Sinne haben wir uns politisch geäußert und werden es auch weiterhin tun. Dazu stehe ich, und ich halte das auch für unsere Aufgabe, wenn wir Kirche in dieser Welt, in dieser Gesellschaft sein wollen.

Ich kann nicht gleichzeitig an einen Gott glauben, der das ganze Leben der Menschen im Blick hat, und als Kirche das ausblenden, was Menschen umtreibt. Christlicher Glaube ist keine Sonntagsattitüde, sondern eine Haltung, die den ganzen Alltag durchdringt. Wie sollten wir also nicht Haltung zeigen in den Fragen, die Menschen existentiell berühren? Wir tun das doch nicht, um auch etwas zu sagen oder um uns wichtig zu machen, sondern weil wir der Überzeugung sind, dass Gottes Wort etwas zu sagen hat und nach wie vor Relevanz hat. Das lässt sich definitiv nicht einordnen in parteipolitische Schubladen, aber es folgt einem Maßstab, der älter ist als jede Legislaturperiode: dem Maßstab des Evangeliums.

Wer an die Gottesebenbildlichkeit jedes Menschen glaubt, kann nicht gleichgültig bleiben, wenn Menschen abgewertet, ausgegrenzt oder pauschal verdächtigt werden. Wer der Botschaft Jesu traut, weiß um die Sprengkraft des Doppelgebots der Liebe: Gott lieben und den Nächsten. Und nicht nur dann, wenn er mir ähnlich ist. Christlich motivierte Haltung ist nicht neutral, sie ist parteilich für Menschen. Für jeden Menschen und sein Recht auf Leben. Und erteilt damit eine Absage, wenn Menschenwürde relativiert, Demokratie verächtlich gemacht oder rassistische und antisemitische Parolen hoffähig werden sollen.

Aus der Rede der jüngst im Alter von 103 Jahren verstorbenen Zeitzeugin Margot Friedländer am 27. Januar 2022 vor dem EU-Parlament:

„Was war, das können wir nicht ändern. Ich habe selber erleben müssen, wie Menschen anderen Menschen ihr Menschsein abgesprochen haben. Erst um sie auszugrenzen, auszuplündern, ihre Gotteshäuser zu verbrennen, und schließlich, um sie zu ermorden. Das darf nie wieder passieren. Deshalb müssen wir auch jetzt wachsam sein und nicht wie damals wegschauen. Hass, Rassismus, Antisemitismus dürfen nicht das letzte Wort der Geschichte sein. Wohin das führt, habe ich mit eigenen Augen sehen und erleben müssen.“

Zugleich wissen wir um unsere Verantwortung für den Dialog mit denen, die aus Unsicherheit, Frust oder Ohnmacht heraus den falschen Stimmen folgen. Weil wir wissen, dass kein Mensch auf seine Wahlentscheidung reduziert werden darf. Und dass Veränderung nur dort geschieht, wo sich Menschen gesehen, gehört und ernst genommen fühlen. Dieser Dialog braucht Räume und den Mut zur Auseinandersetzung, auch wenn sie manchmal schwer auszuhalten ist. Aber gerade angesichts dessen, dass wir längst davon ausgehen müssen, dass sich Sympathie für die AfD oder doch viele der in ihr vertretenen Ansichten

auch in unseren Kirchenbänken findet, dürfen wir das nicht verdrängen, aussitzen wollen oder ausblenden.

Dabei geht es nicht um faule Kompromisse, sondern um eine Haltung, die gleichzeitig klar ist und dennoch Menschen nicht aufgibt. Und weil wir nur dann glaubwürdig sind, wenn wir beides zusammenhalten: Klarheit in der Sache und Respekt für den Menschen. Wer sich nur abgrenzt, spaltet auf seine Weise. Wer nur nach Harmonie sucht, verliert die Richtung. Kirche muss beides können: widersprechen, wo Grenzen überschritten werden, und zuhören, wo Menschen Halt suchen. Das ist keine bequeme Mitte, sondern ein spannungsvoller Raum, der ständig ausgelotet werden muss. Aber es ist ein notwendiger Ort. Und genau da sind wir als Kirche richtig und wichtig.

Wie in all den Debatten, die besonders unter Spannung stehen wie etwa in der **Migrationspolitik**, wo sich politische Forderungen, wirtschaftliche Sorgen und menschliche Schicksale auf schmerzhaft Weise überlagern. Zwischen Rufen nach Begrenzung und dem Ruf nach Schutz gerät der einzelne Mensch mehr und mehr aus dem Blick. Mit seiner Geschichte, seiner Hoffnung, seiner Verletzlichkeit. Und seinem Recht auf Leben. Die Fragen rund um Flucht, Aufnahme und Integration sind real und sie fordern uns heraus. Als Kirche sind wir nicht naiv, wir wissen um die Belastungsgrenzen in vielen Kommunen, um überforderte Verwaltungsstrukturen, fehlenden Wohnraum, sprachliche Barrieren, gesellschaftliche Spannungen. Es wäre unredlich so zu tun, als gäbe es keine Schwierigkeiten. Aber ebenso unredlich wäre es, daraus den Schluss zu ziehen, als würde sich das Problem lösen, wenn man es anderen zuschiebt, und als könne man das Leid an den Außengrenzen Europas einfach aus dem Blick nehmen.

Man kann nicht gleichzeitig Menschenwürde hochhalten und für Abschottung plädieren. Es braucht klare Regeln. Es braucht funktionierende Verfahren. Es braucht gute Integration. Aber es braucht vor allen Dingen eine Haltung, die den Schutz von Menschenleben nicht zum Spielball politischer Stimmungslagen werden lässt. Und eine Migrationspolitik bei uns und in ganz Europa, die nicht einfach einer Abwehrlogik folgt und Recht und Menschlichkeit an den europäischen Außengrenzen enden lässt. Wie weit wir davon entfernt sind, zeigt die sorgfältig recherchierte ARD-Dokumentation „Ausgesetzt in der Wüste“ in erschütternder Klarheit. Geflüchtete werden in nordafrikanischen Staaten in Kenntnis europäischer

Behörden systematisch in Busse verfrachtet und irgendwo im Niemandsland ausgesetzt. Ohne Wasser. Ohne Schutz. Ohne Aussicht. Das ist keine Randnotiz im Spätabendprogramm, sondern eigentlich ein Skandal, den kaum einer zur Kenntnis nimmt. Weil es eben nicht um Zahlen und Statistiken geht, sondern um Namen und Gesichter. Um Menschen.

In der Dokumentation erzählt François aus Kamerun:

Sie sagten, sie würden uns nach Hause bringen, aber sie sagten nicht genau, wohin. Im Bus befanden sich fünf Angehörige der Nationalgarde, bewaffnet mit Gewehren und Tränengas. (...) Der Ort war karg, kein Sand, eine Abfolge von kleinen Bergketten. Auf der tunesischen Seite: ein weites Tal, ohne Bäume oder irgendwas, viele Felsen, Schluchten. Wir wollten eine Stunde, zwei Stunden warten. Dann gingen wir los. (...) Wir hatten zwei schwangere Frauen in der Gruppe, ein Kind mit einer Infektion an der Achillesferse. An manchen Tagen waren wir beim Gehen völlig ausgetrocknet. Wir begannen zu halluzinieren.“

Als Kirche haben wir auch keine Patentrezepte oder Königswege, wie sich all die Probleme um Flucht und Migration lösen lassen. Wir sehen die Komplexität der politischen Prozesse und die Spannungen in der Gesellschaft. Aber dennoch wollen wir uns nicht daran gewöhnen, Leid auszublenden, sondern nehmen ernst, dass unser Gott einer ist, der Menschen sieht. Gerade wenn sie in Not und ohne echten Ausweg sind. Es macht einen Unterschied, ob die Option der Hilfe an erster Stelle steht oder Abwehr oberste Priorität hat. Es macht einen Unterschied, ob Asylsuchende in erster Linie in ihrer Not oder als potenzielle Bedrohung wahrgenommen werden. Es macht einen Unterschied, ob wir uns von Angst oder von Mitgefühl regieren lassen. Und an vielen Orten leisten unsere Gemeinden, diakonischen Einrichtungen und Ehrenamtlichen Tag für Tag Konkretes: Sie begleiten Geflüchtete bei Behördengängen, bieten Sprachkurse an, schaffen Begegnungsräume, hören zu. Das mag unspektakulär klingen, aber es macht einen Unterschied. Weil es Menschen wieder Boden unter die Füße und Hoffnung ins Herz gibt.

3. Auf ein Wort hin: Kirche in Veränderung – Suchbewegungen und Hoffungslichter

Es sind erkennbar große Herausforderungen, in denen wir stehen. Und die vor unserer Kirchentür nicht Halt machen. Auch als Kirche stehen wir in tiefgreifenden strukturellen und geistlichen Veränderungsprozessen, die uns im Laufe dieser Synode noch reichlich beschäftigen werden und auf die ich deshalb im Rahmen dieses Berichtes nicht vertieft eingehen will. Aber in all dem, was uns in unserem synodalen Transformationsprozess

beschäftigt, steckt eben nicht nur die Botschaft von erodierenden Selbstverständlichkeiten und Ressourcenverknappung. Zu meinem Alltag gehören so viele **Hoffnungslichter**, die auf ihre Weise sprechend sind: Menschen erwarten nach wie vor etwas von uns. Es ist möglich, Menschen zu erreichen. Es kann gelingen, lebendig Kirche zu sein. Es gibt sie, die Gemeinschaft, die trägt und wirkt. Ein paar Schlaglichter mögen das illustrieren:

Dass unser **Segensbüro „Blessed.Pfalz“** auf dem Bad Dürkheimer Wurstmart seine große Feuerprobe bestanden hat, haben wir bereits berichtet. Mittlerweile gab es an verschiedenen weiteren Orten weitere Segensaktion wie z.B. auf dem Speyerer Weihnachtsmarkt. Gerade angesichts des Anschlag auf den Weihnachtsmarkt in Magdeburg ging es nun eben nicht nur um Segen, sondern um Seelsorge. Leicht zugänglich, niederschwellig, dankbar angenommen. Wer noch immer der Meinung ist, dass es bei unseren Segensaktionen um banale Events ohne Nachhaltigkeit geht, verkennt nicht nur das Konzept, sondern auch den Geist Gottes, der tatsächlich weht, wo er will.

Unter Umständen nun eben auch im **digitalen Raum**. Auf Instagram und Tiktok sind wir mit einem eigenen Kanal „Wer’s glaubt, wird selig“ auf Sendung gegangen und verzeichnen steigende Resonanz. Wir setzen nicht auf staatstragende Erklärungen oder kirchenleitende Tätigkeitsberichte, sondern auf überwiegend junge Gesichter mit Themen im ganzen Spektrum zwischen der Leichtigkeit von Faschingskostümen und der Erfahrung von Tod und Verlust. Hinter dem, was so unspektakulär und beiläufig daherkommt, steckt eine Menge Strategie, Konzeption und Planung. Und viel langer Atem. Danke an alle, die Stimme und Gesicht von Kirche im digitalen Raum sind und nicht müde werden, nach Themen, Bildern und Worten zu suchen, die christliche Ankerpunkte innerhalb eines riesigen Raumes digitaler Wahrnehmung sein können.

Gerade haben wir beim **Deutschen Evangelischen Kirchentag** in Hannover erlebt, das sich noch immer weit über 100.000 Menschen auf den Weg machen, um sich in ihrem Glauben begeistern und bestärken zu lassen. Besonders die vielen jungen Menschen, die sich haben ansprechen lassen, zeigen, dass es nicht unmöglich ist, Formen und Sprache für nachfolgende Generationen zu finden. Auch wenn in der medialen Berichterstattung die politischen Themen dominierten, befanden sie sich aus meiner Wahrnehmung heraus gut eingebettet in spirituelle Formate und geistliche Angebote. Als Pfalz waren wir gut vertreten

z.B. durch unsere Evangelische Jugend, unsere Konfi-Arbeit, unseren Friedensbeauftragten, unser Segensbüro, unsere Posaunenarbeit. Dank an alle, die organisiert und sich engagiert haben. Mutig, stark, beherzt sind wir zurückgekehrt in unseren Alltag.

Und freuen uns auf den nächsten „**Kleinen Pfälzer Kirchentag**“ 2026, der im Jahr 2024 seine Premiere hatte. Was niemand zu hoffen gewagt hat, ist eingetreten. An einem Sonntag im Juni platzte die Gemeinde Otterbach aus allen Nähten. Das Angebot wurden von Tausenden nicht nur angenommen, sondern erfuhr begeisterte Resonanz. Ausdrücklich danken möchte ich an dieser Stelle unserer Vorsitzenden des Landesausschusses für den Kirchentag, Tanja Schraß, sowie Pfarrerin Karin Schwartz und Dekan Matthias Schwarz, deren Vision und Tatkraft es zu verdanken ist, dass wir bereits im vergangenen Jahr mutig, stark und beherzt zurück in unsere Heimatgemeinden gefahren sind.

Als überaus konstruktiv erlebe ich derzeit unsere **ökumenische Verbundenheit** mit dem Bistum Speyer. Mit großer Selbstverständlichkeit nehmen wir Anteil an dem, was den jeweils anderen beschäftigt, und suchen nach dem, was wir gemeinsam bewegen können. Sei es die „Aufstehen für“-Kampagne im Vorfeld der Bundestagswahl, das gemeinsame Auftreten bei Podiumsdiskussionen und Gottesdiensten, das gemeinsame politische Eintreten für unsere Kindertagesstätten, die ökumenisch gestaltete Aussendung des Friedenslichts von Bethlehem, der längst traditionelle gemeinsame Gottesdienst zur Einheit der Christenheit oder eben die Anteilnahme an Trauer und Neuanfang wie jüngst beim Wechsel im Papstamt. Natürlich werden wir auch am kommenden Sonntag gemeinsam den Gottesdienst zum Rheinland-Pfalz-Tag in Neustadt gestalten und dadurch einmal mehr ein Zeichen dafür setzen, dass Ökumene mehr ist als ein Wort, sondern ernsthaft gelebtes und aufrichtig gemeintes Miteinander.

Dasselbe gilt auch für all die Kontakte, die wir mit den **politischen und wirtschaftlichen Vertreter*innen** im Land Rheinland-Pfalz und im Saarland pflegen. Neben den vielen Gesprächen auf Sach- und Fachebene sind es vor allen Dingen Ministerratsgespräche, Parlamentarische Abende und staatliche Anlässe, bei denen Begegnung stattfindet. Und die ist geprägt von Achtung, Respekt und dem klaren Bekenntnis zum Wert kirchlicher Haltung und kirchlichen Engagements gerade in den politischen und gesellschaftlichen Debatten

unserer Zeit. Mag sein, dass wir an Quantität verlieren, die Qualität unserer Positionen wird nach wie vor geschätzt. Wenige Ausnahmen bestätigen die nach wie vor verlässliche Regel.

Ein besonderer Wert liegt für mich darin, dass auch der Kontakt zu und das Gespräch mit **anderen Religionen** in unserer Region vertrauensvoll und verlässlich ist. Mit der Jüdischen Kultusgemeinde der Rheinpfalz bestehen gewachsene Beziehungen, Einladungen zur Chanukka-Feier oder zur Wiederindienststellung des Hauses der jüdischen Gemeinde in Kaiserslautern sind selbstverständlich. Dass ich Mitte März zum Fastenbrechen der Türkisch-Islamischen Gemeinde (DITIB) in Wörrstadt eingeladen war, war mir eine Ehre. Und dass der Landesvorsitzende der jüdischen Gemeinden von Rheinland-Pfalz Avadislav Avadiev und der Vorstandsvorsitzende des Landesverbands der Muslime Akif Ünal unserer Einladung zum Parlamentarischen Abend in Mainz nicht nur gefolgt sind, sondern nebeneinander saßen, ist ein Zeichen dafür, dass interreligiöse Begegnung in gegenseitiger Achtung und mit Interesse aneinander möglich ist. Mag sein, dass wir verschieden glauben, aber uns eint zutiefst das Interesse an einem friedlichen Miteinander in der Vielfalt unserer Gesellschaft.

Das Thema „**sexualisierte Gewalt**“ gehört nun eindeutig nicht zu den Hoffungslichtern, sondern zu den Schattenseiten von Kirche. Und dennoch bin ich dankbar, dass es uns gelungen ist, gemeinsam mit Baden eine „Unabhängige Regionale Aufarbeitungskommission“ (URAK) zu gründen, die pünktlich in diesem Frühjahr ihre Arbeit aufgenommen hat. Im Zuge ihrer Gründung konstituierte sich auch in unserem Verbund eine Betroffenenvertretung, und es verdient allen Respekt, dass Menschen, denen unter dem Dach von Kirche und Diakonie Unrecht angetan wurde, zur Mitarbeit in Sachen Aufarbeitung bereit sind. Derzeit liegt auch die vom Rat der EKD nach Vorlage durch das „Beteiligungsforum sexualisierte Gewalt in der EKD“ beschlossene Anerkennungsrichtlinie vor, die nun den Weg durch die Landeskirchen und diakonischen Landesverbände nimmt, um überall und einheitlich Verbindlichkeit zu schaffen und möglichst gleiche Rahmenbedingungen für betroffene Personen. Sie liegt auch dieser Synode zur Beschlussfassung im Rahmen des Gewaltschutzgesetzes vor.

Die Schulungen zur Schutzkonzeptentwicklung werden weiterhin durchgeführt. Dazu aber eine Anmerkung, weil diese Frage immer wieder kommt: Es gibt kein landeskirchliches Schutzkonzept, das es zu beschließen gilt, weil es darum auch gar nicht geht. Es geht um

Entwicklung und Prozess, um Prüfung der je eigenen Rahmenbedingungen und Sensibilisierung der je eigenen Haltung. Das Thema „sexualisierte Gewalt“ geht tatsächlich uns alle an, betroffene Personen sind nicht automatisch woanders und Täter tragen leider kein Schild auf der Stirn. Hier Sensibilität und Feingefühl zu entwickeln, kann Menschen und ihren Leidensgeschichten die Tür öffnen und macht gleichzeitig die Räume kleiner, in denen Täter ihre Nischen finden. Und all das lässt sich nicht zentral durch ein Papier bewerkstelligen, sondern nur durch individuelle Aneignung und kontinuierliche Prozesse.

Neben all den Maßnahmen zu Aufarbeitung, Anerkennung und Prävention beschäftigen uns als Kirche zunehmend theologische Fragen rund um „sexualisierte Gewalt“. Dabei geht es um unser Verständnis von Schuld, Gnade und Vergebung, die viel zu oft von Betroffenen gefordert wurde, ohne echte Auseinandersetzung mit der Schuld des Täters, der Täterin oder der Institution. Das hat nichts mit Gnade im biblischen Sinne zu tun, sondern mit „billiger Gnade“. Das grundlegende „Ja“ Gottes zu jedem Menschen ist nicht gleichbedeutend mit einem Wegwischen seiner Taten. Das grundlegende „Ja“ Gottes zu jedem Menschen erfordert im Gegenteil, Schuld dort zu suchen, wo sie ist, und nicht von einem Vergebungsmechanismus auszugehen, der keine Reue vorsieht oder sich mit Lippenbekenntnissen zufriedengibt.

Wir haben kein Recht, von betroffenen Personen Vergebung einzufordern, das ist allein ihre Sache. Und Gottes Sache ist, ob er vergibt oder nicht. All das macht nicht nur sensibel, wenn es explizit um „sexualisierte Gewalt“ geht, und es ist keine rein akademische Angelegenheit, es ist eine tiefgreifende Anfrage an theologische Grundsatzfragen, an unser gottesdienstliches Handeln, unsere liturgische Sprache und an unser pastorales Selbstverständnis. Wie mühevoll und gleichzeitig lohnend es sein kann, in all diese Diskussionen betroffene Personen mit ihrer Perspektive einzubinden, habe ich im Rahmen eines Fernsehgottesdienstes zum Buß- und Betttag aus der Johanneskirche in Pirmasens erleben dürfen. Ich danke allen für die dichte und intensive Vorbereitung. Der Gottesdienst hat wenig Quote gebracht, was auch sprechend ist, aber die Resonanz gerade Betroffener war positiv. Und darum geht es schließlich.

Mit einem Jubiläum habe ich begonnen, mit einem Jubiläum und einem Gedenken möchte ich schließen. In diesem Jahr blicken wir auf 1700 Jahre Nicänisches Glaubensbekenntnis

zurück. Unseren Gemeinden ist das Apostolische Glaubensbekenntnis vertrauter, aber das so genannte „Nicäno-Konstantinopolitanum“ aus dem 4. Jahrhundert unserer christlichen Geschichte ist das einzige Glaubensbekenntnis, das wir gemeinsam mit der orthodoxen Kirche sprechen. Es erinnert uns an unsere gemeinsamen Wurzeln und an das, was uns verbindet. Es spricht von einem Gott, der in sich Beziehung ist und zu uns Menschen in Beziehung tritt. Und es markiert Christus als die Herzmitte unseres Glaubens.

Am Pfingstsonntag werden wir gemeinsam als christliche Konfessionen eine Pfingstvesper im Speyerer Dom feiern – und dabei das Nicänische Glaubensbekenntnis in den Mittelpunkt stellen. Gerade inmitten all der tiefgreifenden Veränderungen in Kirche und Gesellschaft tut es not, uns an das zu erinnern, was zeit- und konfessionsübergreifend Bestand hat: den Glauben an den dreieinigen Gott, der uns schöpferisch, menschlich zugewandt und wirksam in der Geschichte begegnet. Er ist und bleibt unsere theologische und spirituelle Mitte, unsere Orientierung, die Quelle unserer Kraft und unserer Hoffnung.

Oder um es mit Dietrich Bonhoeffer zu sagen, der vor 80 Jahren im KZ Flossenbürg ermordet wurde und dessen Glaubensstärke und Hoffnungsmut angesichts wahrhaft dunkler Zeiten bis heute beeindrucken und tragen:

Warum sollen wir uns unserer Hoffnung schämen? Nicht unserer Hoffnung werden wir uns einstmals zu schämen haben, sondern unsrer ärmlichen und ängstlichen Hoffnungslosigkeit, die Gott nichts zutraut, die in falscher Demut nicht zugreift, wo Gottes Verheißungen gegeben sind, die resigniert in diesem Leben und sich nicht freuen kann auf Gottes ewige Macht und Herrlichkeit. Je mehr ein Mensch zu hoffen wagt, desto größer wird er mit seiner Hoffnung: Der Mensch wächst mit seiner Hoffnung – wenn es nur die Hoffnung auf Gott und seine alleinige Kraft ist. Die Hoffnung bleibt.

Die Hoffnung bleibt.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!